

Im August 1972 jährt sich die traditionelle Kölner Fußwallfahrt nach Kevelaer zum 300. Mal. Was für Leute sind die Fußwallfahrer? Zerknirschte Büber, Weltverbesserer, weltfremde Betbrüder oder Mitglieder eines religiösen Sportvereins? Unsere Redakteure Ludwig Ernst, katholisch, und Dr. Ekkhard Häussermann, evangelisch, waren beim 299. Mal mit von der Partie. Jeder schildert seine Eindrücke aus seiner Perspektive.

VON LUDWIG ERNST

In der Früh um fünf vor dem Portal St. Kuniberts in Köln: Routiniert erteilt ein weißhaariger Brudermeister 120 erwartungsvollen Menschen in wetterfesten „Pilgerrocken“ und mit leichtem Handgepäck letzte Anweisungen. Seinem vor heiligem Eifer hochroten Kopf war bereits die Außergewöhnlichkeit der bevorstehenden Ereignisse anzusehen. Ein Glockenton zeigte den Beginn der Pilgermesse an. Und „Ihr Freunde Gottes allzugleich“ klang's zwar noch zaghaft aus den Wallfahrerkehlen, aber dennoch war etwas ungemein Wichtiges zu spüren: Sich eben noch fremd, wuchs nun bereits in allen scheinbar vor selbst das für katholische Gemeinschaft typische Zugehörigkeitsgefühl. Für jeden Pilger der notwendige Halt, um die Prozession durch eine wallfahrtsfeindliche Welt erst einmal bis Kevelaer durchstehen zu können.

Nach schlichtem Frühstück im Café nebenan funkelten dann im frühen Sonnenlicht die messingbeschlagenen Brudermeisterstäbe, die sich zum ersten „Gegrüßt seist Du...“ für die rechte Formation der unter Polizeischutz stadtauswärts ziehenden Pilgerschar senkten. Von Vorbeieilenden bestaunt oder belächelt, als lästig oder gleichgültig empfunden, nahmen sich auch diese „Schafe“ aus der Herde einer ständig unter „Wölfen“ pilgernden Kirche Christi in der aufkommenden Hetze morgendlicher Großstadt befremdend aus: das Schicksal eines jeden Christen und seiner Kirche gegenüber der Welt. Eine Tatsache, die zum Verständnis einer Wallfahrt nicht unerheblich ist und jedem Pilger deutlich bewußt wird, führt ihn eine Polizeieskorte, als wäre er obendrein auch noch eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit und Ordnung, um die chromblitzenden „Blechkutschen“ seiner Zeitgenossen auf dem Weg zu ihrem Job.

Zum „Salve Regina“ klingen die Stimmen ob der frischen Luft über den Weizenfeldern nahe Roggen-

dorf/Thenhoven schon voller. Nach dem Marienlob dann eine Litanei. „Heiliger Herz Josef“: Ein Versprecher, der kurz Heiterkeit in das monotone „Bitt' für uns“ brachte.

Erbarmungslos brannte die Sonne, Gebete und Gesänge wurden seltener, und nach nunmehr 35 Kilometern über heißen Asphalt ertönte das „Ahnmaache“ der Brudermeister häufiger. (Für den im Wallfahrer-Jargon Unkundigen: „Ahnmaache“ heißt soviel wie anzünden oder „Rauchen erlaubt“.)

Zur Nacht fanden die Pilger Quartier im erzbischöflichen Marianum in Neuss. Mit schlotternden Knien erreichten sie das Konvikt. Wohlthuend müde saßen sie bis in den späten Abend neben dem Zapfhahn seiner Kantine. Schäumender Gerstensaft wurde den in der Hitze der Landstraße Ausgetrockneten zur Labsal. Wer selbst einmal des Wallfahrers tägliche Müh' und Plag' erlebt hat, wird nie mehr über dessen maßvollen abendlichen Umtrunk witzeln.

Was waren das für Männer an den Biertischen des Marianums in Neuss? Geschäftsleute und Facharbeiter, Studienräte und Angestellte im Alter zwischen 40 und 60 Jahren. Die einen steckten ihre Köpfe zusammen, um alte Wallfahrer-Witze aufzufrischen.

Und die anderen erörterten erregt die neuesten Schriften Josef Ratzingers und Karl Rahners.

Religiöses Marathon...

Der still vor sich hinschreitende Wallfahrer erinnerte sich einer Fernsehreportage sonntags zuvor. Auf dem Nürburgring fuhr der schottische Rennfahrer Jackie Stewart seinem sicheren Sieg entgegen. „Stewart ist eins mit sich und seiner Maschine“, meinte der Sprecher und steigerte sich zu den Worten: „Jetzt kommt er voll und ganz zu sich selbst, das höchste Glück eines Rennfahrers.“ Und am Straßensaum einen Fuß vor den anderen setzend, zog der Pilger den nur äußerlich absurd erscheinenden Vergleich. Leicht abgewandelt wiederholte er nur für sich die Worte des Fernsehreporters: „Zu sich selbst kommen, um eins mit sich selbst zu sein.“ Auch er war im wahrsten Sinne des Wortes auf dem Weg dorthin.

Anderntags ging's durch die flache und satgrüne Sommerlandschaft des Niederrheins mit mächtigen, vor dem Wind geduckt dahliegenden Höfen. Zum Einzug in die am Weg liegenden Dörfer läuteten von ihren Kirchtürmen feierlich die Glocken. Auffallend, daß sich zum Empfang der Wallfahrer in keinem Ort ein Pfarrer blicken ließ.

Vor dem Kölner Kreuz zwischen Geldern und Kevelaer am Mittag des dritten Tages letzte Predigt und Rast: Talare, Paramente und Fahnen wurden hervorgeholt. Nahe dem Ziel waren die Strapazen der harten Buß-Wallfahrt schon bald vergessen. Und unter wehenden Kirchenfahnen bewegte sich die Pilgerschar mit wunden Füßen und letzter Kraft gemächlich dem Gnadenort entgegen.

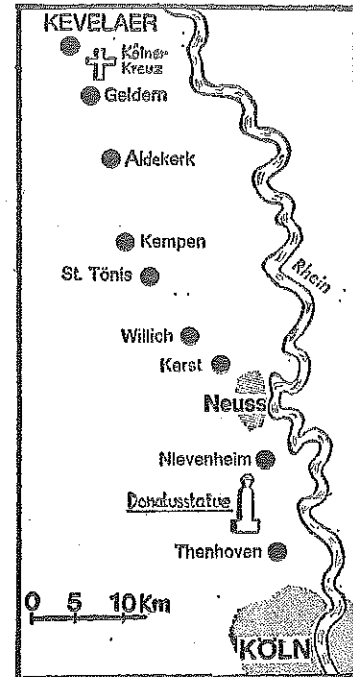
Beim Aufstellen der meterhohen Votivkerze mit dem Stadtwappen Kölns in der Kerzenkapelle Kevelaers kamen dann endlich wieder mal alle liturgischen Mittel zur Geltung, die zur Gestaltung machtvoll katholischer Feierlichkeit gehören und heutzutage immer seltener zu genießen sind. Wer kann denn da noch seinen Gefühlen widerstehen? Das zarte „Maria zu lieben“ und das berauschte „Großer Gott, wir loben Dich“ klang den Wallfahrern noch in den Ohren, als sie müden Schritts mit ihrem leichten Handgepäck Kurs auf die vorbestellten Hotelzimmer nahmen.

Am späten Nachmittag dann vor der Gnadenkapelle unter dem Laubdach hochragender Bäume: Die Wallfahrtsgefährten waren kaum wiederzuerkennen. Den Staub der Landstraße abgewaschen und das „Pilgerkleid“ gegen einen modischen Einreißer oder ein duftiges Kostüm getauscht, erschienen sie gleichsam in Festtagsstimmung zur Andacht im Freien.

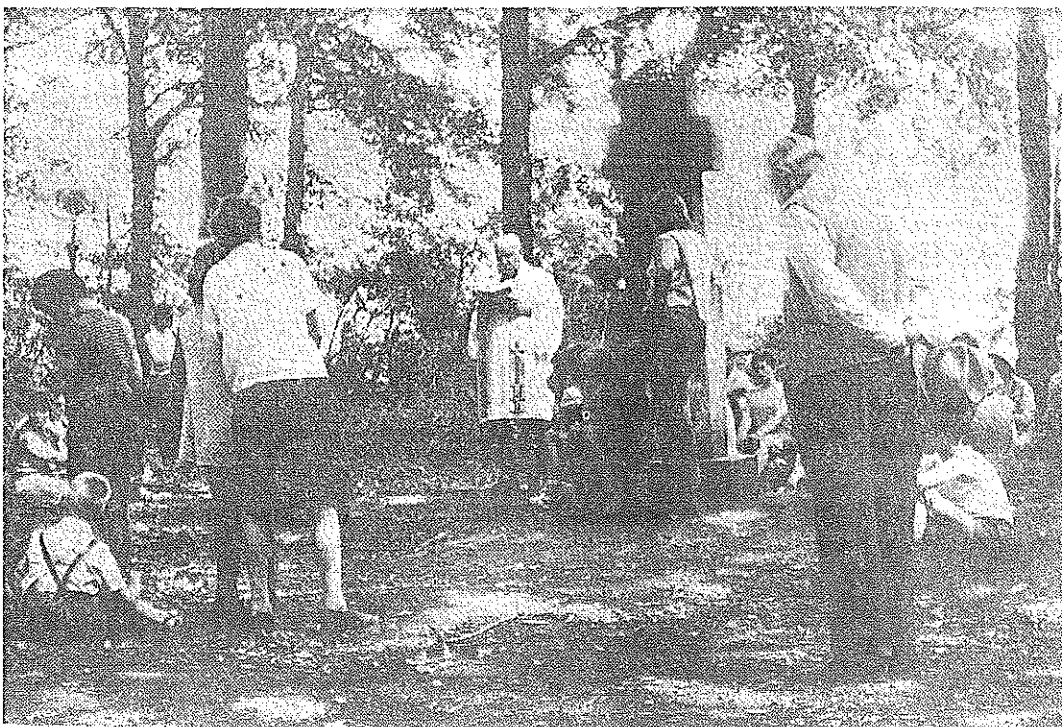
Ein Bläser-Sextett spielte Hymnen, und Sonnenstrahlen hüllten die Szenerie in zauberhaftes Licht. Eine Atmosphäre, die den Betrachter ganz kurz nur an Kurpromenaden in Bad Mergentheim und Badgastein erinnerte. Auch die Cafés rund um den Platz zwischen Basilika und Kerzenkapelle waren wie in diesen Kurorten vollbesetzt. Clevere Autohustunternehmer rollten wie zu Betriebsausflügen pausenlos und scharenweise „Bus“-Wallfahrer heran.

Unbehagen beschlich darob den „Per-Pedes-Apostolorum“-Pilger, das er aber rasch mit gutem Argument verscheuchte. Er nämlich brachte eine unverfälschte Buß-Wallfahrt als reife Ernte in die Scheuer unsichtbarer Güter ein. Solchen Mann kann doch der fade Rummel und das gierige Geschäft um die „Amüsier“- oder „Mercedes-Apostolorum“-Pilger für wahr nicht mehr verdrießen. Und vor der Gnadenkapelle wurde schließlich kein Karlsbader Wasser getrunken, sondern im Glauben an Jesus Christus und seine Mutter fromm gebetet.

Wer auch immer die Fußwallfahrt der Kölner Bruderschaft zum 329 Jahre alten Marienheiligtum in Kevelaer beschreiben oder gar beurteilen will, der muß sich mitten unter die Wallfahrer begeben und mit ihnen unter sengender Augustsonne den beschwerlichen Weg über die endlos scheinenden Landstraßen ziehen.



Der Weg der Pilger.



„Rückkehr zu den Ursprüngen“: Wallfahrer-Messe in einem Buchenhein.

Foto: Ernst

...oder Pilgergang zu sich selbst?

VON EKKHARD HAUSSERMANN

Vor der Trösterin der Betrübten im Wallfahrtsort Kevelaer brauchen Nichtkatholiken keine Angst zu haben. Wallfahren darf jeder. Was er in der Gnadenkapelle und vor den Bildern mit der Gottesmutter denkt, muß durch keine Zollstation. Die Kreuzchen, Bildchen, Kerzchen, Herzchen und Medaillons, der süße Duft der Devotionen in den Andenkenläden sind höchstens kleine Staubkörner am Rande der großen Ereignisse in der Kirchengeschichte, mit deren Ablauf und Offenbarung sich jeder selbst auseinandersetzen muß. Kevelaer ist keine Grenze für das Verständnis, sondern eine Durchgangsstation, an der manche Äußerlichkeiten und Formalien höchstens lästig sind.

So eine richtige Fußwallfahrt 1971 bedeutet wie vor 500 Jahren Staub, Hitze, Hunger und sengende Sonne, laute und stumme Zwiesprache mit sich und anderen. Reisen ohne Komfort und Service, Anti-Tourismus. Tippeln auf Beton und Asphalt, zwischen Staubschwaden. Die fortwährend vorbeiziehende Automobilkarawane zeigt sich dem langsam dahinkriechenden Menschenwurm als höhnische Demonstration des Stärkeren, der einem ständig zeigt, daß Technik schneller ist, daß der Geher es unterwegs auch besser haben könnte. Meine Reverenz vor den Fußwallfahrern. Ich ziehe vor ihnen meinen Hut, wenn auch manches in ihrem Brevier nicht nach meinem Sinn ist. Es sind lautlose Demonstrationen, unaufdringlich. Ihre Schreie gehen nach innen.

Da versammeln sich an einem Sommermorgen jahraus, jahrein um 5 Uhr in der Kirche St. Kunibert in Köln Gläubige, die in drei Tagen die über 100 Kilometer lange Pilgerstrecke nach Kevelaer zurücklegen. Am ersten Tag 42 Kilometer bis Neuss, am zweiten 36 bis Aldekerk, am dritten 26 bis zum Ziel. Die meisten gehen zu Fuß. Wer die Strecke nicht ganz schafft, läßt sich hin und wieder im Gepäckbus transportieren. Aber wer so ein richtiger Wallfahrer ist, der beißt die Zähne zusammen und steht die Strecke durch, auch wenn die Fußsohlen noch so brummen. In der Tour, bespöttelt als Relikt aus der mittelalterlichen Rumpelkiste, vereinigen sich Urtriebkraft menschlicher Fortbewegung: Da ist der durch die Lande ziehende Asket zur Zeit der Wanderprediger, da ist die Entdeckerlust, die die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit erprobt, da ist vielleicht auch noch eine Spur jenes scholarenhaften Vagantentums, das aus dem Alltag ausbricht und neue Bezirke innen und außen erschließt.

Der Tagesablauf ist nach strengem, in Jahrhunderten gewachsenem Rhythmus eingeteilt. Aufstehen um 4 Uhr; 6.30 Uhr, spätestens 7 Uhr, setzt sich der Zug in Bewegung. Der 1960 in sechster Auflage erschienene „Pilgerstab für die Wallfahrt nach Kevelaer“ regelt das Zeremoniell bis auf die Stunde genau. Für jede Ortschaft sind beim Durchwandern die Lieder und Gebete vorgeschrieben. Das alles kann bei Sonnenglut und Regen tagsüber ein Inferno sein; mit Sicherheit stellt sich abends die stille Freude über die Bestätigung eigenen Stehvermögens ein, eine Freude, die kein Reisebüro, kein noch so komfortables Angebot vermittelt.

„Laß uns nicht zimperlich sein

vor Deinem Zugriff, sondern ihn geduldig ertragen...“, betete Pastor Schneider von St. Kunibert zwischen Thenhoven und Nievenheim an einem mit Gesträuch bewachsenen Hügel, auf dem eine verwitterte Donatus-Statue wacht. Der Zugriff packte Energiereserven und den vom Herumhocken im Büro unterentwickelten Kreislauf, den Willen, den die Wohlstandsnerven überwuchert haben. Bergpredigtstimmung. Protestantisch schlicht mahnte der Prediger: Durchhalten die nächsten Tage, durchhalten überhaupt.

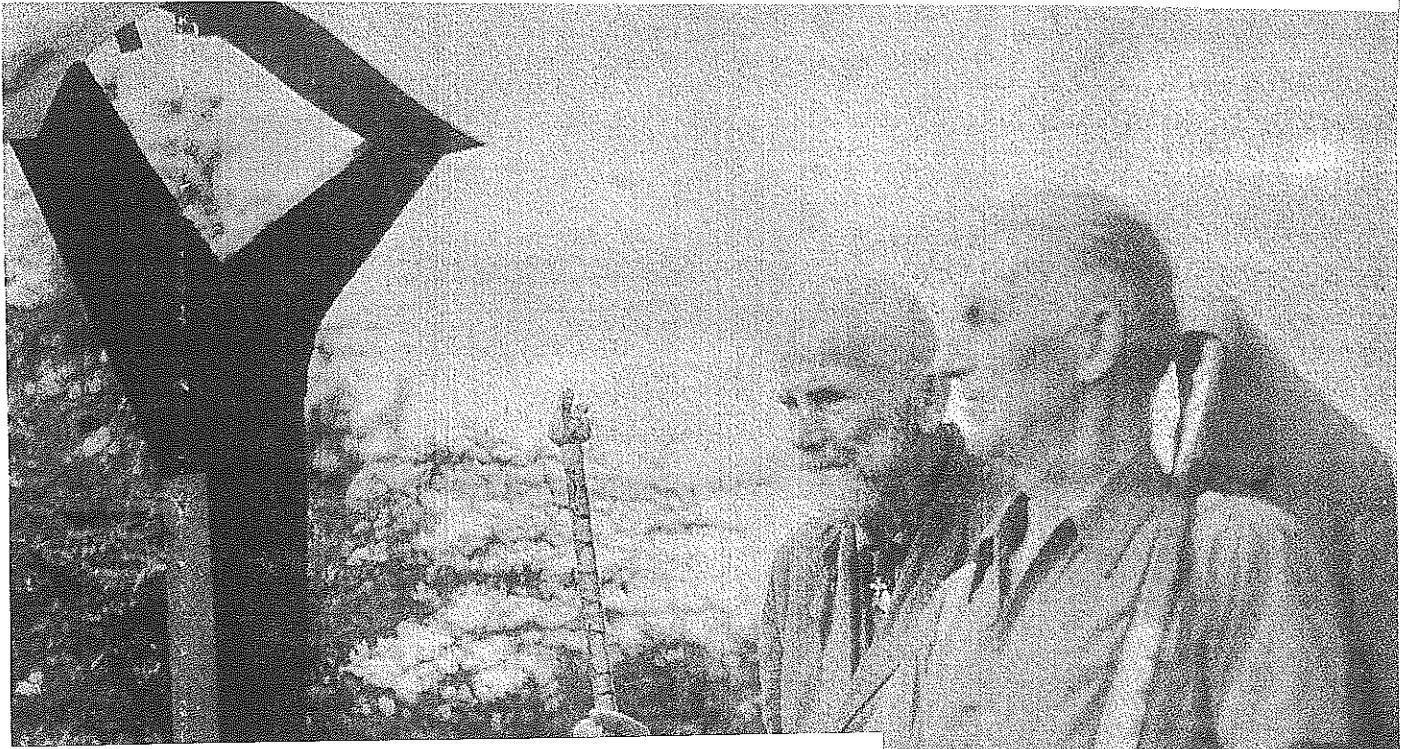
Das sind unvergeßliche Predigten, weil sie nicht gehört werden im Sonntags-Sakko, in den Dimensionen der Verwöhnung. Um uns Sommerhitze, auf den Getreidefeldern rotierten die Mährescher.

Auf den Ackerwegen um den Hügel 120 Kölner, der jüngste Pilger 10, der älteste 80 Jahre alt. Kleinmütige und Schwache, die sich im Wagen transportieren lieben; Standfeste, die den ganzen Weg gingen. Jungen in geblühten und karierten Twen-Hosen, frei, in Wanderstimmung und ohne Lasten. Viele Alte mit schweren inneren Lasten, die erzählen von Wallfahrten, als es kaum etwas zu essen gab, als deutsche Kriegsgefangene die Straßen unterwegs vom Kriegsschutt räumten.

Ein 72jähriger Mann pilgert mit, kriegsblind seit dem Ersten Weltkrieg, eine tiefe Narbe zieht sich über die Nase, eisgrau sein Bart, ein Gesicht, wie aus Stein gehauen. Die Hände umspannen einen langen Wanderstab, als Knauf eine elfenbeinerne Madonna mit Kind. Er steht im Rufe

eines heiligmäßigen Mannes, er soll, flüstert man sich ehrfürchtig zu, schon 40mal zu Fuß von Köln nach Walldürn gepilgert sein. Der Blinde geht eisern zu Fuß, er schenkt sich keinen Meter im bequemen Autopolster; ganz im Gegensatz zu dem Mann, der die ganze Strecke sich fahren läßt und an jeder Raststation von der ersten bis zur letzten Minute wie ein Irreer am Geldautomaten spielt.

„Wir müssen zu den Ursprüngen zurückkehren“, sagte am zweiten Tag der Träger des Kreuzifixes neben mir an der Spitze des Zuges, ein hagerer, schwarzer Mann. Das berührt nicht nur theologische Dinge. Eine Fußwallfahrt zeigt viele ursprüngliche, scheinbar primitive Perspektiven, zum Beispiel die Orientierung am Kirchturm schon kilometerweit vor dem Ziel. Wenn bei brennenden Füßen plötzlich aus dem Dunst oder über dem Wald der spitze Giebel, dieser uralte Wegweiser, auftaucht und Gewißheit besteht, daß ein Gasthof mit rustikaler Speisekarte (und kühler Theke) ganz in der Nähe dieser Kirche steht, dann wirkt das ungemein tröstlich. Auch die Asketen schätzten früher einen guten Trank! So abgegriffene Begriffe wie „Herberge“ und „Speise und Trank“ erhalten wieder einen neuen Klang.



Zu diesen Ursprüngen gehört es, daß man auch manche Einsamkeit ertragen muß. Wenn in der Nachmittagssonne das Gespräch verstummt und bei manchen Wandernern wie auf glühenden Drähten immer wieder die gleichen Gedanken und Erinnerungen präsentiert werden, wenn die nächste Zerstreuung meilenweit entfernt ist, kommen Minuten, in denen der Dialog mit den Herzensangelegenheiten unerbittlich werden kann.

Das Tasten nach Ursprüngen leitet in Zonen, die dem Autofahrer verschlossen bleiben. Der Wanderer ist mit sich und seinen Problemen allein, wenn er aus der Reizüberflutung der Großstadt heraustritt und sich körperlich fordert. Wer seinen Körper in die Zügel nimmt, ins Geschirr spannt, sieht manches klarer, zumindest schärfer. Er hat das unerschöpfliche Geschenk der Langsamkeit, die Zeit gibt, in Ruhe Gedanken zu ordnen. Die gotische Direktheit mittelalterlicher gedanklicher Konzeptionen hat sicher in der Wander-Askese ihre Wurzel. Das strenge Verbot an die Jünger des Thomas von Aquin und heiligen Dominikus, ein Reittier zu benutzen, war keine Laune der Ordensoberen, sondern wohlgedachte Vorschrift.

Wer zu Fuß geht, sieht viele Zusammenhänge besser, auch solche scheinbar nur äußerer Art. Schmerzlich wirkt die Ruinierung der Landschaft im Rheinland, die Zersiedelung am Stadtrand durch öde Industriezonen. Der Pfad zwischen Longerich und Nievenheim zeigt die Landwirtschaft auf dem Rückzug; wahrscheinlich werden die Kevelaerer Pilger in 30 Jahren durch öde Betonwüsten ziehen. Nördlich von Kaarst hat sich die Gegend ein tröstlicheres Gesicht

bewahrt. Zwischen Willich, St. Tönis, Kempen, Aldekerk und Kevelaer umsäumen dunkelgrüne Wiesen mit riesigen Rübenfeldern den Weg, dazwischen große, behäbige flache und keineswegs am Absterben wirkende Gehöfte. Dort bringt der Wallfahrertrupp die Herden in Aufregung. Kuhherden laufen erschreckt davon, wenn die Pilger anwallen.

Zu den Geschenken der Ursprünglichkeiten gehört das Bewußtwerden der Farben, die das Großstadttage kaum noch zur Kenntnis nimmt. Ein prächtiges Bild, wenn im grünen Blätterwerk die Geistlichen in ihren farbigen Ornaten predigen, ein früher Morgenwind im Feld spielt und Blätter um ein Kirchenportal rascheln. Gedenkminuten an uralten Monumenten. Zäh ringt die Tradition und hält sich als schmales Rinnsal neben den breiten Betonpisten der motorisierten Massenkawananen, die der traditionellen Wallfahrt von Jahr zu Jahr das Leben schwerer machen.

Ist diese Wallfahrt ein Bild aus der Lesebuchfrömmigkeit, ein Bild aus dem „19. Jahrhundert“? Eine im buchstäblichen Sinn des Wortes erschöpfende Antwort erteilt die rund 110 Kilometer lange Tour selbst. Wer hier zu Fuß geht, ist kein Frömmel, und Schwärmern sind nach den ersten 20 Kilometern romantische Ideen verfliegen. Und eine Gegenfrage: Warum muß denn das „Früher“ ständig als mindere Entwicklungsstufe herhalten, die es absolut zu überwinden gilt? Ich habe mich jedenfalls an diesen frischen, ursprünglichen Bildern gefreut und mich nicht mit schweren Gedanken über „zeitgemäßes“ Christentum gequält. Und ich nahm diese ursprünglichen Impressionen an, wie sie sich mir darboten.

